



EVA WAGENDORFER

DIE RADIO-SCHWESTERN

Melodien einer neuen Welt

ROMAN



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2023

Copyright © 2023 der Originalausgabe by Eva Wagendorfer

Copyright © 2023 by Penguin Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt
durch die Literarische Agentur Michael Gaeb

Redaktion: Hanne Reinhardt

Umschlaggestaltung: Favoritbuero

Umschlagabbildung: © Elisabeth Ansley/Trevillion Images (2)

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-328-10817-7

www.penguin-verlag.de

Für Mama



PROLOG

Frankfurt 1934

Radionachrichten 1934:

»Gertrud Scholtz-Klink wird zur Reichsfrauenführerin berufen.«

In der Zeit des Nationalsozialismus war dies das höchste politische Amt, das eine Frau bekleiden durfte. Gertrud Scholtz-Klink schwor die deutschen Frauen auf das vom Führer propagierte Weiblichkeitssymbol ein: Mütter zu sein und die »Ruhe im Hinterland« zu garantieren. Sie war mitverantwortlich für die Ausgrenzung und Verfolgung von vielen als »nichtarisch« eingestuften Frauen.

Gesa saß im Garten unter dem Kastanienbaum. Seine Blätter spendeten ihr und den beiden Kindern Schatten. Dabei raschelten sie in der sanften Sommerbrise, als würden sie Geheimnisse flüstern. Ein vertrautes und zugleich immer wieder zauberhaftes Geräusch, das geradewegs zum Träumen einlud. Die zweijährige Christel spielte neben Gesa auf der Picknickdecke mit einer Puppe, ihr älterer Bruder Julius, bald fünf und unablässig voller Tatendrang, bugsierte eine verrostete Blechwanne übers Gras. Er zog und schob, bis sie schließlich dort stand, wo er sie haben wollte.

»Wo hast du die denn gefunden?«, fragte ihn seine Mutter.

»Im Schuppen. Darf ich sie mit Wasser vollmachen?«

»Warum?«

»Zum Planschen.«

Gesa lächelte und nickte. Den altgedienten Bottich hatten sie und ihre Freundin Inge zum Wäschewaschen verwendet, als sie zusammen in der Ziegelgasse gewohnt hatten. Sie konnte sich beim besten Willen nicht erklären, wie das olle Ding seinen Weg in den Gartenschuppen der Bronnens nach Sachsenhausen gefunden hatte. Vermutlich steckte dort auch irgendwo das zugehörige Waschbrett. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er es hervorkramen würde. Julius entdeckte alles. Gesas Ehemann Albert war davon überzeugt, dass der Junge einen prima Detektiv abgeben würde, wenn er groß war. Oder einen rasenden Reporter, Stift und Notizblock immer griffbereit, der den Umständen gnadenlos auf den Grund ging. Aus halb geschlossenen Lidern gegen die Sonne blinzelnd beobachtete sie Julius, wie er eimerweise Wasser heranschleppte, das er in die Wanne kippte und dabei seine kurze Hose und das Hemdchen durchnässte. Zwangsläufig erregte dieses Geplätzscher Christels Aufmerksamkeit und wurde sofort viel interessanter als die Puppe. Sich nass zu machen war immer gut, besonders an einem heißen Sommertag. Sie ging hinüber zu ihrem Bruder, und beide steckten die Arme in den Bottich, um die Höhe des Wasserstandes zu testen.

»Mehr rein«, verlangte Christel.

Gesa ließ ihre Kinder gewähren, streckte die Beine aus, lehnte sich mit dem Rücken an den Stamm der Kastanie und genoss den Anblick der Spielenden. Derartige Momente vollkommener Zufriedenheit kannte sie erst, seitdem sie Mutter war. Am liebsten würde sie die Zeit anhalten. So konnte es bleiben. Mit einem Seufzen schloss sie die Augen, sie wurde schlafbrig. Ein Tag im Frühling vor acht Jahren schlich sich in ihre Gedanken. Damals hatte sie mit Inge und Margot

im Café in der Hauptwache gesessen und sie hatten Zukunftsfantasien gesponnen. Unendlich weit entfernt schien jener Moment, und dennoch konnte sie sich so klar daran erinnern, als wäre es gestern gewesen. Finanziell klamm und wenig erfolgsverwöhnt, hatten die drei jungen Frauen sich damals ihre Träume offenbart. Inge wollte eine berühmte Sängerin werden, Margot sich als einzige weibliche Cellistin im von Männern dominierten Rundfunkorchester durchsetzen. Und Gesa selbst ersehnte sich eine Karriere bei Radio Frankfurt. Nichts reizte sie mehr, als die Hörer zu unterhalten und dabei ein selbstbestimmtes, unabhängiges Leben zu führen. In der Stadt am Main, in der ihr alles möglich schien. Mit einem Lächeln auf den Lippen durchströmte Gesa ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit für das, was sie und ihre Freundinnen seitdem erreicht hatten. Bis zu dem Moment, als die Nationalsozialisten die Macht ergriffen und der freien Welt des Radios einen Maulkorb verpasst hatten. Die hart erarbeitete verheißungsvolle Zukunft war ihnen mit einem Schlag aus den Händen gerissen worden.

»Die Post ist gekommen.« Alberts Stimme riss Gesa aus ihren Gedanken. Sein Unterton verscheuchte unmittelbar auch noch den letzten Rest Wohlbefinden und ersetzte es durch Besorgnis.

Er stand ein paar Meter entfernt auf der Veranda des Hauses, das sich die Bronnens gleich nach ihrer Hochzeit vor sechs Jahren gekauft hatten, um darin eine glückliche Familie zu gründen. Am Rand von Sachsenhausen, Alberts Lieblingsviertel in Frankfurt. Die kleine Villa mit altem Baumbestand war taubenblau gestrichen und mit hübschen weißen Mauerblenden und einem halbrunden, von zierlichen Säulen getragenen Balkon verziert. Albert hielt einen Brief in der Hand, mit dem er Gesa winkte. Sie erhob sich, warf einen Blick zurück auf die Kinder und ging zu ihm.

Ihr Mann hatte die Hemdsärmel bis über die Ellenbogen hochgeschoben und ein paar Knöpfe am Kragen geöffnet. Eben hatte er noch vor dem offenen Fenster an seinem Schreibtisch gesessen und auf der Maschine getippt. Zwischendurch hatte er immer mal wieder zu ihnen herausgesehen. Sein schwarzes Haar war verstrubbelt, wenn er sich konzentrierte, fuhr er meist unbewusst mit beiden Händen hindurch. Eine Angewohnheit, die Gesa hinreißend fand. Wie alles an ihm. Albert war ihre große Liebe, der Mensch, der sie vervollständigte, forderte, neckte, ihr Kraft schenkte und auch nach acht Jahren noch weiche Knie bescherte, sobald er sie unter dunklen, dichten Brauen ansah.

Sie wagte nicht zu fragen, hielt stattdessen die Luft an und starrte auf das amtlich aussehende Kuvert, bis Albert es öffnete und das Schreiben auseinanderfaltete. Er überflog es, dann reichte er es ihr wortlos.

Es dauerte nicht lang, den kurzen Text zu lesen.

»Ein Prozess im November?«, hauchte Gesa. »Wieso? Sie haben euch doch freigelassen.«

»Aber nur auf Bewährung. Mir war schon klar, dass da noch was nachkommt. So gut kenne ich unseren Herrn Reichssendeleiter mittlerweile.«

Eugen Hadamovski, ein glühender Nationalsozialist, der medienwirksame Lobeshymnen voll schmachtender Inbrunst auf den Führer verfasste, hatte es sich zum Ziel erklärt, hart gegen den sogenannten *Systemrundfunk* vorzugehen. Und Albert, während der Weimarer Republik Intendant bei Radio Frankfurt, war Teil davon – ebenso wie zahlreiche seiner Kollegen aus Berlin.

Letzten Sommer war Gesas Mann überraschend verhaftet worden. Einfach so. Der Schock saß noch immer tief, führte ihr dieses schreckliche Ereignis doch deutlich vor Augen, welcher Willkür sie ausgesetzt waren. Niemand konnte sich mehr

sicher fühlen. Albert hatte monatelang eingesessen, bis man ihn endlich auf Kaution entlassen hatte. Über die Zeit im Gefängnis sprach er nicht, obwohl er sonst alles mit Gesa teilte. Sie hatte ihn stiller gemacht. Der Umstand, dass Radio Frankfurt, sein Sender, für den er mit Herzblut tätig gewesen war, dem Reichsinnenministerium für Rundfunk und Propaganda unterstellt worden war, hatte Albert schwer getroffen. Ebenso wie seine darauf folgende Entlassung. Seit zwei Jahren schon war er arbeitslos, wie viele ehemalige Kollegen. Sogar Gesa hatte ihre Stelle als Hörspielsprecherin verloren, weil sie mit Albert verheiratet war. Alles, was als nicht regimekonform galt, wurde ersatzlos gestrichen. Ihre Freundin Margot wurde als Cellistin im Rundfunkorchester noch geduldet. Sie vermutete, das lag einzig daran, dass den jüdischen Musikerkollegen reihenweise gekündigt worden war und das Orchester zu stark schrumpfen würde, wenn sie auch noch die Frau hinauswarfen.

»Allerdings habe ich schon läuten hören, dass es früher oder später wieder eine reine Männerache werden soll. Ein Rückschritt in die Steinzeit. Ich als Frau soll mich dann wohl auf Mann und Kinder konzentrieren, wie es der Führer verlangt. Und jegliche darüber hinausgehende Gehirnaktivität einstellen«, hatte Margot bei ihrem letzten Treffen augenrollend geklagt.

Margots Ehemann immerhin, Radioreporter Friedrich Milanski, war gefragter denn je. Seine rasante Art der Sportberichterstattung sowie die Beliebtheit bei den Hörern hatten ihn zu Radio Frankfurts Aushängeschild werden lassen. Er war bisweilen prominenter als die Sportler, über die er berichtete.

Die Bronnens jedenfalls mussten sich nach anderen Einnahmequellen umsehen, um ihre Familie zu ernähren. Gesa erledigte von zu Hause Schreibarbeiten für Firmen, die sich

trauten, ihr Aufträge zu geben. Eine Notwendigkeit, die ihr während Alberts Zeit im Gefängnis zumindest ein kleines Einkommen beschert hatte. Und Ablenkung von ihren Sorgen. Die Ankündigung des Prozesses rief nun erneut Panik in ihr hervor, auch wenn Albert versuchte abzuwiegeln.

Er nahm sie in die Arme und streichelte sanft ihr Haar.

»Das ist reine Propaganda, Liebes, darin sind die hervorragend. Meine Kollegen und ich waren so lange eingesperrt, obwohl wir nichts verbrochen haben, dass selbst der schärfste Richter keine weiteren Gefängnisstrafen wird verhängen können. Es wird eine aufgeblasene Schau werden, mit viel Geschrei und Fäusteschütteln, die der Hörfunk und alle Zeitungen hinterher ausschlachten. Man wird uns noch mehr diskreditieren, aber du wirst sehen, ansonsten passiert da nichts.«

Woher bloß nahm er seine Zuversicht? Mit seiner offiziellen Einstufung als Halbjude war schlagartig klar geworden, dass Albert keine Anstellung mehr erhalten würde, ganz egal in welchem Berufsfeld. Wollte er die Familie unterstützen, musste er Gelegenheitsarbeiten verrichten. Er, der ehemalige Rundfunkleiter. Was für eine Demütigung. Gesa machte sich keinerlei Illusionen darüber, dass nach dem Prozess sogar diese ohnehin schon beschränkten Möglichkeiten noch weniger werden würden. Es war, als ob man ihnen langsam, Stück für Stück, die Luft zum Atmen abdrückte. Vielleicht sollten sie Deutschland einfach verlassen? Aber wohin?

»Wir stehen das durch«, flüsterte Albert in ihr Ohr. »Gemeinsam schaffen wir alles.«

Gesa versuchte, ihre aufsteigenden Tränen niederzukämpfen. Sie nickte stumm. Albert nahm ihr Gesicht sanft in beide Hände und küsste es. Zuerst die Stirn, die geschlossenen Augenlider, die Wangen und zuletzt die Lippen. Wenn er noch

stark sein konnte, würde auch Gesa nicht in ihrer Zuversicht wanken.

Arm in Arm sahen sie über den Rasen hinüber zu den Kindern, die in selbstvergessener Freude in der Sonne spielten. Julius und Christel mussten eine glückliche, sichere Zukunft haben. Das war alles, was zählte.



GESA

Frankfurt, 1945

Radionachrichten 1945:

»Zu den furchtbarsten Dingen wurde Musik gemacht.«

Anita Lasker im deutschen Radioprogramm der BBC, am 16.4.1945, einen Tag nach ihrer Befreiung aus dem Konzentrationslager durch die britische Armee. Die damals 19-Jährige war Mitglied des Mädchenorchesters von Auschwitz gewesen.

Eingequetscht zwischen unzähligen Menschen standen Gesa und ihre Freundin Inge Jacobs im hoffnungslos überfüllten Zug nach Königstein im Taunus, das etwa eine halbe Stunde von Frankfurt entfernt lag. Erst vor ein paar Wochen hatte der Hauptbahnhof seinen Betrieb wieder aufgenommen, und der Andrang der Fahrgäste war immens. Zwangsläufig. Es gab ja kaum andere Beförderungsmittel. Außer den Amerikanern konnte sich keiner ein Auto, geschweige denn Benzin leisten. Darüber hinaus war beides sowieso nicht erhältlich, zumindest nicht auf legalem Wege.

Trotz der Enge hatten Gesa und Inge es besser als diejenigen Passagiere, die sich auf den offenen Verbindungsplattformen zwischen den Wagons drängten. Und sie reisten in jedem

Fall sicherer als die armen Leute, die überhaupt keinen Platz mehr im Inneren gefunden hatten und sich auf dem Dach und an der Heckleiter festklammerten.

Wenigstens regnet es nicht, dachte Gesa mit einem mitführenden Blick aus dem Fenster. Dann werden sie nicht auch noch nass.

Wegen des Gedränges hatten sie und Inge ihre Unterhaltung eingestellt. Es war stickig, und wenn es zu sehr ruckelte, klammerten sie sich am Gepäcknetz fest. Gesa spürte, wie die Kleidung an ihrem schwitzenden Körper klebte. Sie fühlte sich unwohl, ließ aber die Fahrt geduldig über sich ergehen.

Nach dem Aussteigen nahm sie erst einmal mehrere tiefe Atemzüge.

»Du liebe Güte. Ich bin ja nicht zimperlich, aber durch die menschlichen Ausdünstungen und die Hitze ist mir regelrecht übel geworden.« Inge tippte sich mit dem Finger an die Nase. »Da graut es mir schon vor der Heimfahrt. Ich erinnere mich an Zeiten, als ich einen eigenen Chauffeur hatte. Wenn ich gewusst hätte, wie ich mich mal fortbewegen muss, hätte ich das weitaus mehr genossen.«

Auch Gesa war froh, dem Gestank entkommen zu sein. Den Chauffeur hatte sie ebenfalls noch gut in Erinnerung. »Hach, das war was. Der hat dich zu deinen zahlreichen Auftritten kutschiert und immer geduldig gewartet, bis du fertig warst. Ein fescher Mann überdies, der war was fürs Auge.«

»Eine Karriere als Sängerin, kein Krieg und Frankfurt noch nicht zerstört. Kommt mir vor wie aus einem anderen Leben.«

»Es wird wieder bessere Zeiten geben, Inge«, tröstete Gesa die Freundin automatisch und obwohl sie selbst nicht recht daran glaubte, und hakte sich bei ihr unter. Jede von ihnen hielt einen geflochtenen Weidenkorb in den Händen, den sie mit Lebensmitteln zu füllen hoffte. Sie trugen kurzärmelige,

selbst gestrickte Oberteile, dazu schlichte Röcke, alles mehrfach geflickt. Gesa hatte ihr schulterlanges Haar mit einer Spange aus der Stirn gesteckt. Es war prächtig rotbraun, ohne einen Anflug von Grau darin. Dafür wäre es mit Anfang vierzig auch noch etwas früh, fand sie. Andererseits wären graue Strähnen nicht verwunderlich, bei all den Entbehrungen und Sorgen der Kriegsjahre. Ingés platinblonde Locken, von denen sie sich auch im Alter nie verabschieden würde, wie sie stets betonte, zeigten einen dunklen Ansatz. Momentan war es schwierig, an Haarfärbe zu kommen.

»Wann, meine Liebe, wann soll es besser werden? Schau uns an. Wir müssen hamstern fahren. Ich fühle mich schrecklich.«

»Vielen Leuten geht es noch schlechter als uns. Wir sollten dankbar sein für das, was wir haben.«

»Du hast ja recht. Aber manchmal darf ich ein wenig jammern. Immer nur Zähne zusammenbeißen geht nicht.«

Sie waren unterwegs zu ihrer Freundin Margot. Die war zusammen mit der Familie bei ihrer Cousine Gerda Fries untergekommen, nachdem die Wohnung in Frankfurt ausgebombt worden war. Bereits vor fünfzehn Jahren hatte Gerdas Mann seine Stelle als Handwerker aufgegeben, weil er einen Bauernhof bei Königstein geerbt hatte. Im Nachhinein ein großer Glücksfall für die Frieses. Die Kinder waren auf dem Land aufgewachsen und die Familie praktisch Selbstversorger. Außerdem waren sie dem Feuersturm der Tausend-Bomber-Angriffe entgangen, in dem nicht nur die gesamte mittelalterliche Altstadt Frankfurts verbrannt war, sondern auch unzählige Menschen ihr Zuhause verloren hatten. Wie eben Margot, die nun seit über einem Jahr mit ihren Lieben bei Gerda lebte.

Nach einem Fußmarsch durch die hügeligen Gäßchen des Ortskerns mit seinen traditionellen Fachwerkhäusern bogen

Gesa und Inge in die Hofeinfahrt ein, und Margot trat mit einem freudigen Lächeln auf den Lippen aus der Haustür.

»Ich habe euch schon kommen sehen!«, rief sie ihnen entgegen.

Friedrich Milanski, Margots Mann, bog um die Hausecke, eine Axt in der Hand. »Hallo die Damen! Ihr wurdet schon erwartet. Was gibt es Neues aus der Stadt? Was haben die Amerikaner mit Radio Frankfurt vor? Wir kriegen hier draußen überhaupt nichts mit.«

Mit dem Untergang des Dritten Reichs war Friedrichs Stern beim Rundfunk abrupt gesunken. Man könnte sagen er war verglüht, wie eine Sternschnuppe. Zwar hatte sich Friedrich stets gerade nur so systemkonform verhalten, wie es notwendig gewesen war, um seine Stelle nicht zu verlieren, trotzdem gab es nun Probleme mit der sogenannten »Entnazifizierung«. Wer bis zum bitteren Ende für Minister Goebbels' liebstes Propagandawerkzeug gearbeitet hatte, wurde von den Alliierten extrem genau unter die Lupe genommen. Seine Freistellung von sämtlichen Aufgaben hatte gar nicht schnell genug über den Schreibtisch gehen können. Friedrich war nicht nur erwerbslos, sondern sogar mit einem Arbeitsverbot belegt worden. Auf nicht absehbare Zeit. Gerade jetzt, wo jeder sich mühen musste, damit Essen auf den Tisch kam. Was sollte er tun? Er hatte nichts anderes gelernt, als mit seiner Stimme Geld zu verdienen. Gesa wusste, wie schwer das für den vormaligen Starreporter war. Und auch für Margot, die ihren Gatten noch nie derart hilflos erlebt hatte.

»Anfang Juni soll es mit dem Radio in Bad Nauheim weitergehen. Unter strenger US-Zensur, versteht sich. Kein Großdeutscher Rundfunk mehr«, sagte Gesa zu Friedrich.

»Da werden sie sicher gute Leute brauchen. Es ist schließlich kaum jemand übrig, nach dieser unglaublichen Schei...« Er brach ab.

»Fragt sich nur, wer mitmachen darf.«

»Ich stehe auf jeden Fall zur Verfügung. Na, dann hacke ich mal weiter das Holz klein. Handwerkliche Aufgaben sind momentan das Einzige, wofür ich gebraucht werde. Aber vielleicht ändert sich daran bald was.« Er winkte ihnen zu und verschwand hinter dem Haus. Sein hoffnungsvoller Ton und die beschwingten Gesten täuschten Gesa nicht darüber hinweg, wie bitter seine derzeitige Lage für ihn war.

»Fritz stellt sich das Weitermachen so einfach vor«, raunte Margot. »Dabei hat er immer noch keinen Persilschein bekommen. Und ohne darf er eben nicht arbeiten.«

Auch Gesa beschlich das ungute Gefühl, dass sich Friedrich Milanski wohl noch länger aufs Holzhacken würde beschränken müssen. Immerhin hatte der rhetorisch brillante Reporter unter den Nationalsozialisten als Chefsprecher gearbeitet und später als Kriegsberichterstatter für die Propagandaabteilung. Nicht gerade das, was die Amis *politisch unvorbelastet* nannten und händeringend suchten.

»Er vermisst den Rundfunk schrecklich«, fuhr Margot fort. »Ihr wisst ja, wie viel ihm sein Beruf bedeutet.«

Gesa seufzte. »Wir müssen uns alle gedulden.«

»Wobei ihr beide deutlich bessere Chancen habt, wieder eingestellt zu werden, als der Fritz.« Inge brachte die Sache pragmatisch auf den Punkt.

Das war Gesas Stichwort. »Komm doch übermorgen in die Stadt«, schlug sie Margot vor. »Wir gehen zusammen in die Kommandantur und bringen unsere Bewerbungen hin. Falls sie uns nehmen, könntest du mit dem Zug nach Bad Nauheim pendeln, bis ihr wieder in eure Wohnung könnt.« Das moderne Reihenhaus der Milanskis war zwar durch Bombeneinschlag beschädigt, doch im Gegensatz zu den meisten Gebäuden der historischen Altstadt würde man es wieder aufbauen können. Allein das sollte Motivation sein, fand Gesa.

»Ich überleg es mir. Aber nun kommt erst mal rein.«

Gesa fiel auf, wie dünn Margot war. Schon immer sehr schlank, machte sie an diesem Tag einen geradezu zerbrechlichen Eindruck. Die Schultern zeichneten sich spitz unter dem Stoff ihres Sommerkleids ab, das sie in der Taille mit einem Band geschnürt hatte, weil es viel zu weit war.

»Hier«, sagte sie drinnen in der Bauernhofküche und räumte Obst und Gemüse aus einer Holzkiste in die Körbe der Freundinnen. »Ich habe Karotten, Steckrüben, Kartoffeln und Äpfel für euch. Alles aus dem Erdkeller, natürlich. Aber ein paar frische Sachen sind auch dabei. Bärlauch und Zwiebeln. Dazu Mehl und Eier. Und viele Grüße von Gerda.«

Gesa schluckte gerührt. »Was würden wir nur ohne euch machen? Tausend Dank.«

»Glücklicherweise hat meine Cousine noch was auf Vorrat. Und Paule ist wieder daheim, stellt euch vor! Unverwundet und unversehrt. Er arbeitet als Koch für die Amerikaner. Da kommt er auch an einiges ran, was es sonst nicht gibt. Das Mehl ist eins a.«

Es kam Gesa vor wie gestern, dass Gerdas Sohn Paule ein kleiner Junge gewesen war. Sie sah ihn vor sich, mit kurzen Hosen und Kniestrümpfen, einen Bollerwagen ziehend oder im Garten Fußball spielend. Mittlerweile musste er auf die dreißig zugehen. Was für ein Glück, dass er den Krieg überstanden und gesund heimgekehrt war.

»Was ist mit Gerdas Mann?«, fragte Inge leise. Margot presste die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf. »In Kriegsgefangenschaft. Bei den Russen, ausgerechnet, schlimmer geht's nicht. Sagt bitte nichts zu Gerda. Sie bricht jedes Mal in Tränen aus, wenn die Rede darauf kommt.«

Betroffen sah Gesa zu Boden. Es gab nichts, was Trost spenden konnte, keine Worte oder Taten. Die deprimierende

Hilflosigkeit der Frauen war allenthalben offensichtlich. Sie vermochten keinerlei Einfluss auf das Schicksal ihrer Männer zu nehmen. Die Sorge war seit dem Krieg ihr ständiger Begleiter.

»Und Albert?«, wollte Margot wissen. »Hast du was von ihm gehört?«

Erst im März war Gesas Mann an den Volkssturm überstellt und in die Hauptstadt berufen worden. Ein Schock für die Familie. Nach jahrelanger Ausgrenzung, sogar Kerkerhaft, zwang man ihn, kurz vor der offensichtlich anstehenden Kapitulation noch einzurücken. Als Kanonenfutter war auch ein Halbjude gut genug. Wie die übrigen Daheimgebliebenen, die ganz Jungen und die Alten.

»Seit seinem Brief Anfang April nicht mehr. Da schrieb er von einem bevorstehenden Fronteinsatz. Das war vor zwei Monaten.«

»Er wird sich sicher bald melden«, sagte Inge betont überzeugt. »Wahrscheinlich ist in dem momentanen Chaos seine Post unter die Räder gekommen, wäre kein Wunder. In Berlin geht gerade alles drunter und drüber. Möglicherweise ist er auch in Gefangenschaft geraten?«

»Dann hätte ich davon erfahren.« Ein Knoten schloss sich um Gesas Brust und machte das Atmen schwer. Sie musste sich zwingen, ruhig zu bleiben. Alberts Verschwinden hatte sie in einen Gefühlsabgrund gestürzt. Er war verschollen, das stand für sie fest. Niemals würde er sie derart lang ohne Nachricht lassen. Es war beinahe unmöglich, Zuversicht zu wahren. Nach allem, was sie durchgemacht hatten – nach dem Verlust seiner Stelle, Berufsverbot, Diskriminierung, Verhaftung und Gefängnis –, in einer so aussichtslosen Situation zwangsverpflichtet zu werden, grenzte an Irrsinn. Schlaflose Nächte voller Angst hatte sie ausgestanden, daheim bei den Kindern und dennoch einsam in ihrer Not.

»Ich muss optimistisch bleiben und darauf hoffen, dass es ihm gut geht.« Allein das Wort optimistisch auszusprechen schmeckte auf der Zunge wie eine bittere Lüge.

Inge drückte Gesas Hand. »Er wird bald wieder bei euch sein.«

»Was ist mit deinem Haus?« Mit einem Blick auf Inge schnitt Margot ein weiteres empfindliches Thema an.

»Das kann man nicht mehr aufbauen. Es ist völlig ausgebombt, nur noch ein Haufen Steine, da steht nichts mehr.« Ihre Freundinnen wussten, wie sehr Inge an dem Haus in der Ziegelgasse hing. Sie war in einer der Altbauwohnungen aufgewachsen, später hatte sie dort mit ihrem Bruder Rolf und Gesa in einer Art Wohngemeinschaft gewohnt, und von ihrem ersten großen Schallplattenvertrag hatte die Sängerin das alte Stadthaus komplett gekauft. Rolf war in Russland gefallen, und nun lag das Haus in Schutt und Asche.

»Scheint so, als ob meine Vergangenheit ausgelöscht wurde«, sagte Inge leise, und Gesa verstand, was sie damit meinte. Auch sie verband wohlige Erinnerungen mit dem Gebäude. Optisch nicht besonders bemerkenswert, hatte es nicht mal in einer schicken Gegend gestanden. Im Gegenteil, wegen der Enge der Altstadtgassen war es stets düster in den Räumen gewesen. Trotzdem bildete es Ingess Nest, ihren sicheren Hafen und Rückzugsort. Ein Zuhause, das sie unwiederbringlich verloren hatte.

»Aber«, die Freundin schlug einen lebhafteren Ton an, »wir dürfen uns nicht grämen. Wie immer hoffen wir das Beste, reißen uns zusammen und machen weiter.«

Gesa lächelte. »Darauf hätten wir früher mit Doppelkorn aus deinem Geheimversteck auf dem Küchenschrank angestoßen. Aber wir haben nicht mal mehr einfachen Schnaps.«

»Sag das nicht«, fiel Margot ein. Sie kramte in den Tiefen einer Kredenz und förderte eine Flasche mit goldfarbener

Flüssigkeit zutage. »Ich habe doch erwähnt, dass Paule für die Amis kocht. Original US-Bourbon.«

»Um Gottes willen«, sagte Inge. »Wenn ich den jetzt trinke, falle ich um. Ich habe heute noch nichts gegessen und die überfüllte Zugfahrt zurück in die Stadt muss ich auch noch überstehen.«

»Früher hättest du nicht Nein gesagt.«

»Früher, Margot, war ich mal eine wilde Sängerin. Und früher«, sie zog das Wort neckend in die Länge, »hättest du nicht mitten am Tag vorgeschlagen, Hochprozentiges zu trinken.«

»Wenn es die Situation erfordert hätte, schon.«

Ein warmes Gefühl durchströmte Gesa. Viel zu lange hatten die drei einander nicht gesehen. Sie sehnte sich danach, wieder einen unbeschwertem Alltag beim Rundfunk zu haben. Eine kreative Beschäftigung, den regelmäßigen Austausch mit den Freundinnen – und vor allem Albert. Seine Abwesenheit riss ein Loch in ihr Herz, gegen das es von Tag zu Tag schwerer wurde anzulächeln. Er musste zurückkommen.



GESA

Radionachrichten 1945:

»Derzeit gibt es in Deutschland sieben Millionen mehr Frauen als Männer.«

Am Freitag fuhren Gesa und Margot gemeinsam zur US-Kommandantur, um sich um eine Wiedereinstellung in ihre alten Berufe zu bemühen. Erst tags zuvor hatte Radio Frankfurt seinen Sendebetrieb wieder gestartet. Allerdings lediglich stundenweise und natürlich als Sender der Besatzer. Die 12. Heeresgruppe der US-Armee übertrug Bekanntmachungen der Militärregierung für die Bevölkerung. Außerdem gab es Beiträge der Vereinten Nationen. Der Unterhaltungswert ließ deutlich zu wünschen übrig, aber das sollte sich mit der Hilfe von einheimischen Mitarbeitern ändern. Freilich unter amerikanischer Zensur und in enger Zusammenarbeit mit den Kontrolloffizieren. Es war ein äußerst vorsichtiger Anfang. Gesa und Margot wollten auf jeden Fall mit dabei sein, auf diesen Moment hatten sie lange gewartet.

Einen Teil des Weges konnten sie in der Straßenbahn zurücklegen, die vor nicht einmal einer Woche ihren Betrieb wieder aufgenommen hatte. Zum mindest auf einigen wenigen Strecken. Gesa fand es erstaunlich, wie viele Facetten des normalen Lebens nach der fatalen Zerstörung Frankfurts schon wieder funktionierten. Es war wichtig für die Men-

schen zu spüren, dass es weiterging. Dass der Krieg wahrhaftig und endgültig vorüber war. Die beiden Frauen saßen nebeneinander auf einer Bank im Mittelteil des Wagons. Wenn Gesa hinunter auf ihre Schuhspitzen schaute und dabei nur auf die Geräusche um sich hörte, hätte sie fast meinen können, es wäre wieder wie früher. Das kurze, vertraute Klingeln der Haltestellenglocke, das Öffnen und Schließen der Türen und die leisen Unterhaltungen der Fahrgäste um sie herum kamen der verlorenen Normalität trügerisch nahe. Doch dann sah sie aus dem Fenster und war schlagartig zurück in der erschütternden Szenerie der zerbombten Frankfurter Altstadt. Bis unmittelbar an die Bahnschienen reichten die Trümmerberge. Überall lagen Ziegelsteine und Holzbalken, Dachschindeln und Stücke von Regenrinnen oder kaputten Möbeln. Zu dem Geruch nach verbrannten Holz gesellte sich süßlicher Verwesungsgestank. Nicht immer, nur falls der Wind aus einer bestimmten Richtung wehte, so wie jetzt. Jeden Tag wurden noch Leichen aus den eingestürzten Häusern geborgen.

»Es hört nicht auf, oder?«, murmelte Margot und presste sich ein Taschentuch vor Mund und Nase.

»Erst wenn es kälter wird, vermute ich. Also noch eine ganze Weile nicht.«

Die zweite Weghälfte mussten Gesa und Margot zu Fuß gehen.

Die Alliierten hatten ein Sperrgebiet um ihr Hauptquartier eingerichtet, das vormalige IG-Farben-Gebäude. Es dauerte, bis die beiden Frauen sämtliche Kontrollpunkte passiert hatten, ihre Identitätskarten genauestens überprüft waren und sich die letzte Schranke vor ihnen hob und den Weg zum Haupteingang freigab.

Gesa beugte sich hinunter und wischte den Staub von ihren Schuhen, um einen besseren Eindruck zu machen. Wegen des

Bauschutts der eingestürzten Häuser sahen die Frankfurter an trockenen Tagen oft aus wie nach einer Wüstendurchquerung. Deswegen banden sich viele zum Wegräumen der Trümmer Tücher vor Mund und Nase, und die Frauen trugen Kopftücher, um ihr Haar zu schützen. Fließendes Wasser war ebenso Mangelware wie Seife.

Gesa richtete sich wieder auf und atmete durch. Dabei ließ sie den symmetrischen Anblick des IG-Farben-Baus auf sich wirken.

Vor nicht einmal fünfundzwanzig Jahren war die hochmoderne Anlage mitten auf dem Grüneburggelände im Affensteiner Feld errichtet worden. In Form eines Kreissegments, durchschnitten von sechs Querflügeln, auf einer imposanten Länge von 250 Metern. Wuchtig sah es aus, respekt einflößend und geradezu unheimlich in seiner Unversehrtheit. Nicht eine einzige Fliegerbombe war auf das riesige Bauwerk gefallen. Deswegen hatten es die Amerikaner sofort konfisziert und für ihre Zwecke umfunktioniert. Das vormals größte Chemieunternehmen der Welt, in dem unter den Nationalsozialisten Zwangsarbeiter eingesetzt worden waren und um das sich entsetzliche Gerüchte rankten, beherbergte nun die alliierten Besatzer. Ironie des Schicksals. Sogar Militärgouverneur General Eisenhower hatte hier seine Büroräume. Ein weiterer Vorteil war die benachbarte Wohnanlage für die Angestellten. Die Familien der IG-Farben-Mitarbeiter hatten ihre Häuser unmittelbar nach dem Einmarsch der Amerikaner räumen müssen, dort residierten ab sofort Besatzungsoffiziere.

Wie ein kalter Windhauch huschte ein Schauder über Gesas Rücken, als ihr Blick länger auf der Travertinfassade verweilte.

»Ist es möglich, Abscheu gegen ein Gebäude zu empfinden?«, raunte sie Margot zu.

Die zuckte die Schultern. »Ich denke schon. Wahrschein-

lich wäre Inge dafür die Expertin. Sie hat damals das Irrenschloss gehasst, das war gar nicht weit von hier, weißt du noch? Vielleicht liegt's nicht an den Häusern, sondern an den Menschen, die darin ihre Spuren hinterlassen.«

Sie hatten keine Zeit, das Thema weiter zu vertiefen, denn ein uniformierter GI trat ihnen unter dem säulengetragenen Portikus des Haupteingangs entgegen und nahm sie mit hinnein. Vorbei an der Pförtnerloge im Windfang ging es in die Eingangshalle, die Gesa in ihrer braun-beigen, steinernen Schlichtheit ebenso wenig gefiel wie das Exterieur. Zwei geschwungene Treppen führten nach oben. Der GI entschied sich für die rechte Seite. Sie folgten ihm hinauf und weiter einen Flur entlang, auf dessen Boden ihre Schritte hallten, bis in ein Büro im ersten Stock.

Major Jack P. Lester war in schwarzen Lettern auf der Tür zu lesen und noch einmal auf einem Messingschild auf dem Schreibtisch, hinter dem ein Mann in kakifarbener Uniform mit Offiziersabzeichen saß. Er hielt eine brennende Zigarette zwischen den Fingern, als sie eintraten. Das Fenster stand offen, und der Rauch schlängelte sich an seiner Schulter vorbei ins Freie. Zuerst drückte er den Zigarettenstummel gewissenhaft im Aschenbecher aus, dann wandte er sich den beiden Frauen zu, und seine blauen Augen studierten sie ausgiebig mit jener Distanziertheit, mit der die Besatzer die Besiegten zu betrachten pflegten. Als würden sie Wildtieren im Wald begegnen, von denen sie nicht wussten, ob sie tollwütig angreifen oder scheu davonlaufen würden. Er stand nicht auf und sprach kein Wort.

»Oje«, raunte Gesa Margot zu, »es ist kein Übersetzer hier. Mit unseren paar Brocken Englisch wird's schwierig.«

»Nicht unbedingt«, sagte der Amerikaner. »Mein Deutsch ist zwar nicht perfekt, aber einen Dolmetscher werden wir sicher nicht brauchen. Guten Tag, die Damen.«

»Oh. Guten Tag.« Mehr fiel Gesa auf die Schnelle nicht ein. So viel hing vom Erfolg dieses Treffens ab. Hoffentlich hatte sie es sich mit ihrer flapsigen Bemerkung nicht von vornherein mit dem Kontrolloffizier verscherzt. Doch erschien sie ihr nicht übel zu nehmen.

»Mein Name ist Major Lester. Ich wurde mit dem Wiederaufbau eines deutschsprachigen Radioprogramms beauftragt. Und Sie sind wahrscheinlich wegen der Jobs hier?« Er schob ein paar Zettel auf seiner Schreibunterlage zu einem ordentlichen Stapel zusammen.

»Ja, genau. Mein Name ist Gesa Bronnen, und das ist meine Freundin und Kollegin Margot Milanski.«

Major Lester sah auf. »Bronnen? Wie der frühere Intendant?« Er bot ihnen endlich Plätze an, und die beiden setzten sich auf zwei Stühle vor dem Schreibtisch.

»Albert Bronnen ist mein Mann.«

»Warum ist er nicht mitgekommen? Der Kontrollrat hat in der letzten Sitzung festgestellt, dass er für die Wiederbesetzung des Intendantenpostens am geeignetsten wäre. Er hat einen makellosen Ruf. Ich hatte eigentlich damit gerechnet, dass er seinen alten Beruf gern wiederhaben würde. Laut meiner Informationen hatte er es nicht gerade leicht unter den Nationalsozialisten.«

Eine deutliche Untertreibung. Gesa räusperte sich. Wieso wusste er von Albert? Und wenn er anscheinend derart gut informiert war, weshalb war ihm dann nicht bekannt, dass ... Was? Dass Albert verschollen war? Es tat immer wieder weh, diesen bitteren Satz im Geiste zu formulieren, ganz zu schweigen davon, ihn laut auszusprechen.

»Mein Mann wurde gegen Kriegsende zum Volkssturm eingezogen und nach Berlin abberufen. Ich habe seit April nichts mehr von ihm gehört.«

Schlagartig trat Betroffenheit in Major Lesters Augen und

machte seinen Blick wärmer. »Tut mir leid.« Das war noch schlimmer als seine Distanziertheit. Auf Mitgefühl konnte sie verzichten.

»Ich könnte mir durchaus vorstellen, dass Albert wieder als Intendant zur Verfügung stünde. Sobald er zurück ist.«

Sie blinzelte, kramte rasch ein Taschentuch aus ihrer Handtasche, und Margot ergriff das Wort.

»Wir machen uns große Sorgen um Herrn Bronnen. Es ist schier unmöglich, von irgendeiner Stelle Auskunft zu bekommen.«

Major Lester machte sich eine Notiz auf einem kleinen Block.

»Ich war seit 1926 Sprecherin bei der SÜWRAG.« Gesa redete weiter, um ihre Fassung zurückzuerlangen. »Hauptsächlich für Hörspiele, aber ich habe auch gelegentlich die Nachrichten und Werbung gelesen. 1933 wurde mir gekündigt, zusammen mit meinem Mann, weil Albert als Halbjude eingestuft wurde. Im Folgenden stellte sich heraus, dass die Arbeitslosigkeit eines unserer kleineren Probleme war. Wie Sie wahrscheinlich wissen, wurde Albert anschließend als Verantwortlicher des sogenannten Systemrundfunks zusammen mit einigen Kollegen verhaftet und saß zuerst im Gefängnis in Berlin und dann in einem Arbeitslager ein. Der anschließende Prozess war reine Propaganda, alles nur Schau. Wegsperren konnten sie ihn danach nicht mehr, weil er nichts verbrochen hatte und ihm die vorangegangene Haft angerechnet werden musste. Dass sie ausgerechnet ihn am Ende noch eingezogen haben, grenzt an Hohn.« Gesa atmete tief durch. »Aber die Dinge sind, wie sie sind. Das Radio war schon immer meine Welt, ich würde wirklich sehr gern dorthin zurückkehren.«

Und Margot warf ein: »Ich war Cellistin im Rundfunkorchester. Mein Mann ist Friedrich Milanski, ein bekannter Radioreporter. Er wurde vom Propagandaministerium für die

Kriegsberichterstattung eingesetzt und ist derzeit mit einem Berufsverbot belegt. Aber das wissen Sie vermutlich ebenfalls. Ich bitte Sie, mich bezüglich einer Wiedereinstellung als Einzelperson zu beurteilen. Ich bin Musikerin, war nie bei der Partei und habe meine Stelle im Rundfunkorchester aufgrund meines Könnens behauptet. Obwohl ich eine Frau bin.« Den letzten Satz fügte sie trotzig hinzu.

Gesa wusste, wie schwierig es für Margot war, sich von Friedrich zu distanzieren und um Arbeit zu bitten. Aber sie hatte keine Wahl. Ihr Sohn Egon, aus einer früheren Beziehung, war dreiundzwanzig Jahre alt und verwundet aus dem Krieg zurückgekehrt. Er musste heilen, dafür brauchte er Medikamente und vernünftiges Essen. Tochter Marianne steckte mit ihren zwölf Jahren mitten in der Schulzeit. Und Fritz fehlte ein festes Einkommen ebenso wie die Aussicht auf ein solches. Es lag nun an ihr. Gesa hatte darauf gedrängt, dass Margot sie in die Kommandantur begleitete, weil sie nicht wollte, dass sich die Freundin auf dem Land verschanzte und mit ihrem Schicksal haderte. Es würde ihr guttun, wieder in einem Orchester zu spielen, sich zu fordern und einen Schritt in Richtung Unabhängigkeit zu machen. Schließlich konnte sie nicht ewig bei Cousine Gerda unterkriechen.

Erneut schrieb Major Lester etwas auf seinen Notizblock, dann legte er den Bleistift weg.

»*It's early days*, wie sagt man, es geht nach den jahrelangen Kämpfen gerade erst wieder los. Die US-Armee muss sich in ihrem Sektor um zahlreiche Belange des täglichen Lebens kümmern. Radio Frankfurt ist derzeit ein Sender der Militärregierung, das Studio befindet sich in Bad Nauheim. Alles ziemlich provisorisch. Mein Auftrag lautet, in spätestens einem Monat eine ansprechende deutsche Sendung auf die Beine gestellt zu haben. Daher werde ich Ihnen meine Entscheidung baldmöglichst mitteilen. Ich nehme heute und

morgen noch weitere Bewerbungen entgegen, Sie können Ihre Unterlagen hierlassen. Kommen Sie am Montag wieder, dann weiß ich mehr.« Er erhob sich.

»Vielen Dank, Major«, sagte Gesa. Sie und Margot standen ebenfalls auf und verabschiedeten sich.

Erst als sie das abgesperzte Gelände hinter sich gelassen hatten, hielten sie inne. Neben ihnen, im überraschend unversehrten Erdgeschoss eines ausgebombten Hauses, hatte ein Bürstenmacher seine Ware im Schaufenster ausgelegt. Die Glasscheibe fehlte natürlich, stattdessen hatte er grobmaschigen Hühnerdraht eingesetzt, damit die Schrubber und Besen nicht geklaut wurden.

»Wie fandest du ihn?«, fragte Margot.

»Diesen Major? Ganz in Ordnung, oder?«

»Auf mich wirkte er undurchschaubar. Vielleicht lag das auch an diesen seltsam eisblauen Augen. Ob der mich einstellt – trotz Fritz?«

»Hier geht es ausschließlich um deine Person, nicht um deinen Mann. Du wurdest genau wie Inge und ich nach diesem ellenlangen Fragebogen offiziell für unbelastet erklärt. Sie haben keinen Grund, dich abzulehnen.« Gesa legte sanft eine Hand auf Margots Schulter. »Mach dir keine Sorgen. Die werden sicher nicht auf eine begnadete Musikerin wie dich verzichten.«

Und tatsächlich bekamen beide Frauen eine Zusage. Gesa wurde damit ein großer Druck von der Seele genommen. Es mangelte an allem, Lebensmittel und Kleidung gab es nur auf Bezugsschein oder auf dem Schwarzmarkt. Ein regelmäßiges Einkommen bedeutete eine wesentliche Erleichterung bei der Versorgung ihrer Familie. Ab sofort war sie wieder Herrin der Lage, konnte etwas tun, um sich selbst und den Kindern zu helfen. Es ging weiter, es ging aufwärts, und sobald Albert

zu Hause war, würde es noch besser werden. Eine Woche nach ihrem Vorsprechen bei Major Lester würde Gesa ihre neue alte Stelle bei Radio Frankfurt endlich antreten.

Julius und Christel würden nach der Schule zur Nachbarin gehen, die sie liebevoll Tante Urbach nannten. Die Kinder waren also versorgt. Schon als sie klein waren, hatte Frau Urbach auf sie aufgepasst, wenn Gesa arbeiten musste. Die alleinstehende Dame war so etwas wie eine Ersatzgroßmutter geworden. Vermutlich würde sich der sechzehnjährige Julius sofort nach dem Essen auf sein Fahrrad schwingen und mit Freunden treffen. Christel, mit dreizehn noch wesentlich kindlicher als ihr Bruder, würde bei Frau Urbach bleiben, bis ihre Mutter heimkam. Sie war nicht gern allein, seitdem die Bomben gefallen waren. Obwohl ihr eigenes Haus verschont geblieben war, hatte das Mädchen Angst, dass unvermittelt etwas Schlimmes passieren könnte.

Am Morgen ihres ersten Arbeitstags stand Gesa ratlos vor dem Kleiderschrank. Es war ein sonniger Junimontag, und ihr war ein wenig flau im Magen. Als sie Albert kennengelernt hatte, war sie quasi eine Radiofrau der ersten Stunde gewesen. Nie würde sie die kreative Aufbruchsstimmung vergessen, die überall in den improvisierten Senderäumen in der Luft gelegen hatte. Kollegen wie Ernst Gehring und Peter Nagel, mit denen sie Geräuschkulissen für die Hörspiele gebastelt hatte. Oder die spaßige Morgengymnastikstunde, zu der Friedrich Milanski sie überredet hatte. Und die vielen kostbaren Momente mit Albert. In seinem Büro, wenn sie gemeinsam über neuen Ideen brüteten. Oder im Paternoster, wenn er sich heimlich einen Kuss stahl, ohne dass die Kollegen davon etwas mitbekamen. Das funktionierte nur zwischen den Stockwerken, sobald sie außer Sicht für die vor dem Lift Wartenden waren. Und dauerte genau drei Sekunden. Drei herrliche, aufregende Sekunden.

Diese unvergessliche Zeit war vorüber, und Gesa bezweifelte, dass es jemals wieder ähnlich freundschaftlich beim Radio zugehen würde wie damals.

Wiederum stand ein Anfang an. Dieses Mal nicht bahnbrechend und aufregend, vielmehr einer heraus aus Schutt und Asche, Hunger und Sorge. Mit dem Ziel, die Menschen in Frankfurt endlich ein wenig zu unterhalten. Gesa war keine aufgeschlossene junge Frau mehr, dafür eine Mutter, die diese Stelle dringend brauchte. Und sie erwartete kein kreatives Ambiente, sondern ein von den Amerikanern bis ins Detail kontrolliertes Arbeiten. Trotzdem war sie voller Vorfreude, immerhin ging es ums Radio.

»Na dann.« Sie griff nach einem schwarzen Kleid mit weißer Paspelierung und Bubikragen. Es war alt, wie die gesamte Garderobe, aber es schmeichelte ihrer schlanken Figur, und Gesa fühlte sich gut darin.

Sie musste zum Bahnhof. Wie immer, sobald sie ihr Haus verließ, traf sie die allgegenwärtige Zerstörung wie ein Schlag. Kurz vor Kriegsende hatte die Wehrmacht die Mainbrücken zerstört. Momentan arbeiteten die Amerikaner an einer provisorischen Konstruktion aus Holz und Stahl auf den noch verwendbaren Strombögen der Untermainbrücke, um eine Flussüberquerung zu erleichtern. Zwölf Jahre lang hatte sie Adolf-Hitler-Brücke geheißen, nun durften ihre aus dem Wasser ragenden Reste wieder beim alten Namen genannt werden. Unzählige Male hatte Gesa mit Bus und Fahrrad die Untermainbrücke überquert, wenn sie Albert in seiner Wohnung in Sachsenhausen besucht hatte. Nun war sie verschwunden, wie er. Die Leute wurden mit hoffnungslos überfüllten Booten übergesetzt. Eine zeitraubende Angelegenheit, bei der nie ausreichend Personen befördert werden konnten, an beiden Ufern bildeten sich im Tagesverlauf lange Warteschlangen.

Um den Bahnhof herum war das Trümmerchaos besonders schlimm. Wie abgebrochene Zähne aus einem gähnenden Maul ragten die Reste des Schumann-Theaters empor. Der Kopfbau stand noch, nicht mehr hell und prachtvoll, sondern schwarz verkohlt. Zuschauerbereich und Bühne lagen zu Schutt verwandelt. Die Amerikaner hatten es beschlagnahmt. Inge hatte Gesa erzählt, die Besatzer wollten die noch verwendbaren Restaurants für ihre Soldaten nutzen und vielleicht sogar ein Lebensmittelgeschäft einrichten. Auch das nur für die GIs.

Die Fahrt bis Bad Nauheim dauerte eine halbe Stunde, und der Zug war ähnlich überfüllt wie der nach Königstein.

Das Sendestudio lag im Hotel Terrassenhof. Nachdem das Funkhaus in der Eschersheimer Landstraße im März 1944 durch die Bombenangriffe schwer beschädigt worden war, hatte man den Reichssender nach Bad Nauheim verlegt. Alberts Herz hatte beim Anblick seines kaputten Funkhauses geblutet. Immerhin war er es gewesen, der seinen Bau in die Wege geleitet und viel Zeit und Mühe investiert hatte, um einen modernen, konkurrenzfähigen Sender entsprechend unterzubringen.

Das Hotel Terrassenhof sah aus wie eine herrschaftliche Gründerzeitvilla mit Garten. Umgeben von einer Mauer, mit schmiedeeisernem Zaun darauf und einem verschnörkelten Eingangstor, Balkonen und Simsen, stand es inmitten von großen Laubbäumen. Gesa hatte es natürlich noch nie von innen gesehen, Albert und ihr war der Zutritt verwehrt gewesen. Allerdings hatten sie ohnehin nie den Wunsch verspürt, sich näher mit dem Reichssender zu befassen. Der hatte nichts mehr mit dem Radio gemein, das sie kannten.

Auch hier wurde Gesa von einem GI in Empfang genommen, der ihre Papiere kontrollierte, als sie das Foyer betrat. Und auch an diesem Tag brachte man sie zuerst zu Major

Lester, der nun offenbar mit seinem Büro in das übernommene Ausweichfunkhaus umgezogen war.

»Guten Morgen, Frau Bronnen«, begrüßte er sie. »Dann starten wir nun also gemeinsam, nicht wahr?«

»Ich freue mich auf meine Aufgaben.«

»Ihre Kollegin Frau Milanski kommt erst in den nächsten Tagen. Mit den Musikern dauert es noch ein wenig. Die Sprecher und Redakteure beginnen früher, deswegen habe ich Sie heute hierherbestellt. Ich will Ihnen alles zeigen und vorab einige Punkte besprechen. Bitte, nehmen Sie Platz.« Er deutete auf einen von zwei plüschigen Sesseln, die ein niedriges Tischchen flankierten und eindeutig nicht in die Kategorie Büromöbel fielen. Wahrscheinlich waren sie behelfsweise aus einem der leer stehenden Hotelzimmer hierhergebracht worden. Major Lester kam hinter seinem Schreibtisch hervor. »Kaffee?«

Weil davon auszugehen war, dass es sich dabei um richtigen Bohnenkaffee handelte und nicht um Ersatzgebräu, stimmte Gesa ohne Zögern zu. Der Amerikaner öffnete die Tür und sagte etwas auf Englisch zu dem Soldaten im Vorzimmer, dann setzte er sich in den zweiten Polstersessel.

»Selbstverständlich können wir nicht sofort mit Hörspielen starten, das muss ich gleich vorwegsagen.«

Diese Gesprächseröffnung hatte sie erwartet, trotzdem spürte Gesa einen Anflug von Enttäuschung.

»Wir dachten daran, zunächst mal eine Art Überblick über das Rhein-Main-Gebiet zu senden. Einen Beitrag, der zeigt, was sich in den einzelnen Orten derzeit tut, Lokalnachrichten, gewissermaßen. Unterhaltsam präsentiert, damit die Leute gern zuhören. Zum jetzigen Zeitpunkt haben wir noch nicht genügend Mitarbeiter für alle Bereiche, weshalb die bereits eingestellten mehrere Aufgaben übernehmen müssen. Würden Sie sich zutrauen, diese Rundschau nicht nur als

Sprecherin zu präsentieren, sondern auch journalistisch an der Erstellung der Beiträge mitzuwirken?«

»Wenn Sie das wünschen, auf jeden Fall.« Gesa war fasziniert von der Ausdrucksweise des Majors. »Darf ich Sie fragen, weshalb Ihr Deutsch so gut ist? Haben Sie deutsche Familie?«

Er sah sie an und zögerte einen Moment, als müsse er abwägen, wie viel Privates er mit der fremden neuen Angestellten teilen durfte. »Meine Mutter stammt aus Berlin. Aber sie lebt natürlich seit Jahrzehnten in Amerika, und ich bin auch dort geboren. Nun kann ich meine Sprachkenntnisse nützlich einsetzen.«

Es klopfte, und ein GI brachte zwei Tassen Kaffee. Dazu richtigen weißen Zucker und Milch, die aussah, als wäre sie nicht aus Pulver angerührt, sondern stammte tatsächlich von einer Kuh. Purer Luxus.

Beinahe zivilisiert, dachte Gesa mit einem Anflug von Ironie.

Als er Zucker in seine Tasse schaufelte, sah Gesa den Ehering an Major Lesters Finger. Es musste schwierig sein, fern der Familie in einem vormals feindseligen Land Ordnung im bodenlosen Chaos zu schaffen. Er hatte ihren Blick bemerkt und zog seine Hand zurück.

»Wie haben Sie es geschafft, so schnell wieder zu senden?«, wollte sie wissen.

»Sie meinen, nachdem Herr Goebbels veranlasst hatte, die Sende anlage am Heiligenstock zu sprengen, kurz bevor wir einmarschiert sind?«

Er grinste und sah dabei unerwartet jungenhaft aus. »Ein fahrbarer Mittelwellensender und eine Notantenne am Heiligenstock, und schon konnten wir starten.«

Auch Gesa lächelte.

»Der Intendantenposten wird derzeit noch nicht besetzt. Jedenfalls nicht mit einem deutschen Leiter.«

Das vernahm Gesa mit großer Erleichterung. Also würde kein anderer Alberts Posten bekommen. Vorläufig.

»Wir erwarten die Ankunft von Intelligence Officer Golo Mann, der für die amerikanische Militärregierung die Sendeleitung übernehmen wird.«

»Der Sohn des Schriftstellers?«

»Ja, einer der Söhne von Thomas Mann.«

»Soviel ich weiß, ist Herr Mann Deutscher.«

Major Lesters Augenbrauen hoben sich. »Und seit zwei Jahren amerikanischer Staatsbürger und Offizier im Nachrichtendienst der US Army.«

»Hm. Ich dachte, dass Sie ...«

»Ich führe lediglich Befehle aus.«

Gesa zuckte die Schultern, erwiderte aber nichts. Es würde eine Weile dauern, sich mit dem fremden System vertraut zu machen. Was sie sich fest vornahm, war Fragen zu stellen, wenn sie welche hatte. Die Zeiten des Maulkorbs waren vorüber.

»Bezüglich Ihres Gattens, Frau Bronnen, habe ich mich erkundigt.«

Gesas Herz setzte einen Schlag aus. Kerzengerade saß sie in ihrem Sessel, den Blick starr auf Major Lesters Mund gerichtet. In die Augen konnte sie ihm nicht sehen, weil sie um keinen Preis wollte, dass er ihre Anspannung bemerkte. Hatten sie ihn gefunden? War Albert verletzt und lag in irgend einem Krankenhaus?

»Er scheint tatsächlich verschollen zu sein. Da die Post momentan noch nicht wieder funktioniert, hat man Sie wahrscheinlich nicht informiert. Aber die Briten haben bereits nach ihm gesucht. Bisher leider erfolglos. Daher wird auch die US-Armee einen Suchtrupp aussenden. Herr Bronnen ist ein angesehenes und wichtiges Mitglied nicht nur der Rundfunkwelt, sondern der Gesellschaft überhaupt. Das Unrecht, das

ihm durch die Nationalsozialisten widerfahren ist, können wir zwar nicht ungeschehen machen, aber wir werden unser Möglichstes tun, ihn zu finden und nach Hause zu holen.«

Das war fast zu viel, doch sie würde auf keinen Fall weinen, nicht vor ihm. »Ich danke Ihnen. Meine Familie und ich wissen das zu schätzen. Was denken Sie, wie lange es dauern wird?«

»Dazu kann ich leider nichts sagen. Aber Sie müssen auf das Beste hoffen.« Auch er sah sie dabei nicht an, sondern an ihrer Schulter vorbei auf irgendeinen unbestimmten Punkt hinter Gesas Rücken.

Nach einer kurzen Stille setzte er erneut an.

»Also, wie gesagt planen wir eine Rhein-Main-Umschau, für die ich Sie gern einsetzen würde. Sie werden sicher vor Frau Milanski wieder auf Sendung gehen. Bis wir ein funktionierendes Orchester haben, ach was rede ich, eine Kapelle wäre schon genug, müssen wir noch ein paar unbelastete Musiker finden und vor allem einen ebensolchen Dirigenten. Aber eins nach dem anderen, nicht wahr? Frau Milanski kennt Bad Nauheim schon, sie hat ja vor zwei Jahren bereits hier gearbeitet. Damals hat das Orchester aus dem Kursaal gesendet, bis schließlich der gesamte Sender in dieses Hotel umzog. Aber das wissen Sie natürlich.« Major Lester räusperte sich. »Soll ich Ihnen jetzt die Räumlichkeiten zeigen?«

Erleichtert stand Gesa auf. Sie wollte sich bewegen und die sorgenvollen Gedanken abschütteln, positiv bleiben und vor allem überzeugt davon, Albert bald wiederzusehen. Dabei würde es sicher helfen, sich auf ihre neue Aufgabe zu konzentrieren.

»Wir haben ambitionierte Pläne«, erklärte Major Lester auf dem Weg durchs Foyer, »bei denen wir ausschließlich Mitarbeiter brauchen können, die den Demokratiedenkungen wirklich leben und nicht nur so tun.«

Was bedeutete diese Floskel? Das Wort Demokratie schien die Lieblingsvokabel der Amerikaner zu sein, sie fiel allenthalben und in beinahe jedem Zusammenhang. Offensichtlich plante die Militärregierung, den Nationalsozialismus schnellstmöglich aus den Köpfen der Menschen zu tilgen, was sich auch Gesa von ganzem Herzen wünschte, besser heute noch als morgen. Ihr und ihren Freundinnen konnte es nicht schnell genug gehen mit dem Anbruch der neuen Zeit. Hatte doch das Dritte Reich gerade für die berufstätigen Frauen neben vielen weiteren Nachteilen auch einen Verlust ihrer hart erarbeiteten Rechte bedeutet. Nun war ihr Einsatz nicht bloß wieder gefragt, sondern sogar unverzichtbar. Es herrschte nämlich Männermangel. Unter anderem.

»Wir lassen uns Zeit mit der Mitarbeitersuche, hören uns um, holen Empfehlungen ein und reden mit den Bewerbern, um die besten zu finden. Daher werden Ihre Kollegen erst nach und nach zu uns stoßen.« Er gestikulierte mit den Händen, das mochte Gesa. »Es ist verdammt schwierig, das sage ich Ihnen! Wo soll man in der derzeitigen Lage jemanden finden, der wirklich unbelastet ist? Und nicht nur so tut?«

Sie hörte ihm zu. Und hatte Verständnis für seine diffizile Aufgabe. Da stand er, in seiner Armeeuniform, entschlossen auf dem Weg in die Zukunft, jedoch gleichzeitig wie ein Fremdkörper. Neben ihnen die antike Hotelrezeption in prachtvollem Mahagoni, Belle-Époque-Dekorationen an Decke und Wänden, auf dem Boden ein vormals edler, nun abgetretener Teppich. Und Gesa war gefangen in der Mitte, gezeichnet von der alten Welt, aber noch nicht in der neuen angekommen. Sie sehnte sich nach Albert.

»Es wird schon werden, Major Lester, bleiben Sie zuverlässig.«

»Nun ja, bestimmt.« Sein emotionaler Ausbruch schien ihm unangenehm zu sein. »Wir werden jedenfalls nicht nur

Bekanntmachungen und dergleichen senden, sondern ab sofort auch zwanzig Stunden Jazz in der Woche.«

»Das ist doch schon mal ein guter Anfang.«

Im ersten Stock befanden sich in vormaligen Hotelzimmern einige Büros.

»Über einen Mangel an Räumlichkeiten können wir uns jedenfalls nicht beschweren«, sagte er. »Allerdings ist es mit der Übertragungsqualität nicht ganz einfach.« Er öffnete eine Tür und trat zur Seite. »Das hier ist zum Beispiel unser bestes Sendestudio.«

»Ein Badezimmer?« Ungläubig starrte sie auf Wanne und Waschbecken. Der Holztisch mit dem Mikrofon darauf sah eindeutig deplatziert aus, neben geschwungenen Messingarmaturen und schwarz-weißen Kacheln.

»Beste Akustik, glauben Sie mir.«

»Na gut. Auf das Ergebnis kommt es an, nicht wahr? Ich werde sicher kein Problem damit haben, vom Badewannenrand aus zu lesen.«

Sie lächelten einander an. Zum ersten Mal offen, ohne Beimischung von Befangenheit. Vielleicht ließ der korrekte Major Lester irgendwann mal eine Prise kollegialen Esprit zu, wenn sie sich besser kannten. Natürlich würde sich niemals ein vertrautes Verhältnis einstellen, wie seinerzeit mit Peter Nagel und Ernst Gehring. Eines, bei dem sie auf Augenhöhe waren und gemeinsam an etwas arbeiteten, für das sie alle gleichermaßen verantwortlich zeichneten. Jack Lester würde stets der Kontrolloffizier bleiben, dessen Zensur über Gesas Beiträge bestimmte.

Die Erinnerung an Ernst und Peter wischte ihr Lächeln weg. Gleich zu Kriegsbeginn hatte sie erfahren, dass Peter gefallen war. Und von Ernsts Schicksal hatte sie keine Ahnung. Auch er hatte als Jude seinen Radioposten räumen müssen, und weder Gesa noch Albert hatten je wieder von ihm gehört.

Sie durfte nicht ständig an damals denken. Bewusst konzentrierte sich Gesa auf den Major. Der sagte gerade: »Wir werden in der nächsten Nachrichtensendung über den Tod von Jakob Sprenger berichten.«

Sofort hielt sie inne. Mittlerweile waren sie im Hotelflur vor der Tür zum Personalraum angelangt. Der Name ließ sie erschaudern.

»Gauleiter Sprenger?« Was hatte der Mann sie und Albert schikaniert! Ein flammender Antisemit, militant und cholestrisch. Seine spitze Nase warf auf Fotos immer einen Schatten auf die Oberlippe, als trüge er ein geisterhaftes Hitlerbärtchen. Dick und mit Glatze, die Hose hochgeschnallt, damit sie nicht von seinem ausladenden Bauch rutschte, hatte er eigentlich in seiner braunen Uniform samt Pumphosen ein geradezu lächerliches Bild geboten. Nur zu gern hatte er den starken Mann gegeben. Und sich geschwind wie der Blitz aus dem Staub gemacht, als die Amerikaner angerückt waren.

»Er ist tot?«

»Die Meldung ist nicht mehr ganz aktuell, Sprenger hat sich schon im Mai zusammen mit seiner Frau umgebracht, als wir ihn aufgespürt und in die Enge getrieben hatten. Irrendwo in Tirol. Aber wir wollen es groß übers Radio verkünden, damit alle Bescheid wissen.«

»Feigling«, murmelte Gesa voller Verachtung. »Den einfachen Ausweg zu wählen.«

Major Lester nickte in grimmiger Zustimmung.

Am Ende ihrer Führung öffnete er eine Doppelflügeltür, hinter der ein großer, prächtig stuckverzierter Raum lag. Zu klein für einen Ballsaal mochte es einmal ein Gesellschaftssalon im Hotel Terrassenhof gewesen sein. An der Wand hingen noch immer ein paar altersfleckige Spiegel, und dem kristallenen Deckenlüster fehlten zahlreiche Ornamente. Trotzdem wirkte alles auf sehnsuchtsvolle Art gediegen. In der